

**Martin Hein**

## **Für eine Kultur des Lebens und des Sterbens**

*Fachforum Palliativversorgung, Hanau, 12.06. 2010*

I.

„Wenn das Leid, das wir tragen, den Weg uns weist / und der Tod, den wir sterben,  
vom Leben singt, / dann hat Gott unter uns schon sein Haus gebaut, / dann wohnt er  
schon in unserer Welt. / Ja, dann schauen wir heut schon sein Angesicht / in der Liebe,  
die alles umfängt“ (EG 632,5).

So heißt es in einem der Lieder des Evangelischen Gesangbuchs. Kann der Tod „vom Leben singen“? Gewiss dürfen wir das nicht wörtlich von Sterbenden erwarten. Sterben kann äußerst schmerzvoll und dramatisch und fern aller Leichtigkeit sein. Aber es gibt die Beobachtung, dass sich im Sterben eines Menschen viel von dem wiederfindet, was sein Leben ausgemacht hat, wie er es gelebt und für sich gedeutet hat. Und darum gibt es im guten Fall die Erfahrung, dass Menschen getröstet und im Frieden ihr Leben beschließen und es aus der Hand geben können.

Leben und Tod, Tod und Leben gehören zusammen. Und es ist, wollen wir uns nicht völlig abgebrüht und emotionsfrei gebärden, für unsere Einstellung zum Leben unentbehrlich, dass wir uns der Frage nach dem Sterben und nach dem Tod stellen. Ars vivendi und ars moriendi, Lebenskunst und Sterbekunst sind die zwei Seiten derselben Medaille. Die Auseinandersetzung mit der Endlichkeit unseres Lebens müssen wir allerdings so führen, dass sie dem Leben dient!

Dazu möchte ich einige Anregungen aus dem Blickwinkel evangelischer Theologie geben. Ich gehe dabei – als Grundvoraussetzung – von der uns Christen bestimmenden Gewissheit aus, dass unser Leben von seinem Anfang an bis an sein Ende in Gottes Hand liegt und dass uns die Auferstehung Jesu Christi die alles entscheidende Hoffnung angesichts des Todes und über den Tod hinaus schenkt.

Wer in die Kulturgeschichte zurückschaut, entdeckt leicht, dass die Fragen nach der ars vivendi bzw. der ars moriendi keineswegs neu sind. Vielmehr es sind Fragen, die so alt sind wie die Menschheit selbst. Gleichwohl gibt es keine unwandelbaren Antworten darauf, sondern diese haben zu jeder Zeit ihre eigene Dringlichkeit und Färbung.

Den Wandel in den Voraussetzungen, die zu den Fragen nach Leben und Tod führen, will ich kurz andeuten: Waren es für die Menschen des Mittelalters und der frühen Neuzeit die Todesgefahren, die mit Seuchen oder Kriegen einher gingen, oft einen unvorhergesehenen, unzeitigen, „jähem Tod“ mit sich brachten und deshalb die Angst vor dem Tod und der unvorbereiteten Begegnung mit Gott als dem strafenden Richter nährten, so sind es heute vor allem Fragen der menschlichen Eingriffsmöglichkeiten am Anfang und Ende des Lebens, also Fragen der „Machbarkeit“, die uns zur ethischen Reflexion und zu einer eigenen Position herausfordern.

„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ So lautet die vielleicht bekannteste Frage des Heidelberger Katechismus. Es ist, denke ich, die entscheidende existenzielle Frage: Worauf verlasse ich mich, wenn es „drauf ankommt“? Die vom Heidelberger Katechismus vorgegebene Antwort lautet: „Dass ich mit Leib und Seele, sowohl im Leben als auch im Sterben, nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre [...]“ (EG 807).

Es ist eine altertümliche und sich nicht auf Anhieb erschließende Sprache, die der alte Katechismus spricht. Das will ich nicht in Abrede stellen. Doch mich beeindruckt, wie es hier gelingt, in wenigen Worten die umfassende Gewissheit des Glaubens prägnant zu formulieren: Die Frage nach dem tragenden Grund im Leben *und* im Sterben bindet beides untrennbar zusammen: Leben und Tod.

Darum möchte ich für eine „Kultur des Lebens *und* des Sterbens“ werben, die deutlich werden lässt: Es sind – so gegensätzlich Leben und Sterben auch scheinen mögen – eben doch keine Gegensätze, sondern es ist *ein* einziger großer Zusammenhang, der uns in unserer menschlichen Existenz bestimmt und sie ausmacht.

## II.

Anhand einer klassischen Schrift zur ars moriendi, also zur so genannten „Sterbekunst“, will ich näher erläutern, wie sich aus evangelischer Sicht diese Beziehung von Leben und Sterben darstellt.

Auf Bitten des kurfürstlichen Rates Markus Schart schrieb Martin Luther im Jahre 1519 seinen „Sermon von der Bereitung zum Sterben“<sup>1</sup> – eine Schrift, deren verlegerischer Erfolg (21 Nachdrucke in deutscher Sprache und zwei lateinische Übersetzungen) die Annahme zulässt, dass die Menschen im Deutschland des 16. Jahrhunderts Luthers Ausführungen als ungemein hilfreich und tröstend empfanden.

Luther beschreibt den Tod als einen Abschied, und zwar in doppelter Hinsicht:

- Der Tod ist ein Abschied aus dieser Welt und von dem, was zu dieser Welt gehört. Darum, so Luther, „ist es notwendig, dass der Mensch über sein zeitliches Gut ordentlich verfügt: wie es geordnet werden soll oder wie er es zu ordnen gedenkt, damit nicht nach seinem Tode Ursache zum Zank, Hader oder einem sonstigem Irrtum unter seinen Hinterbliebenen bleibt. Dies ist ein leiblicher oder äußerlicher Abschied von dieser Welt.“ (StA 1,232,4-8). Luther rät ganz schlicht dazu, ein Testament zu machen und die wirtschaftlichen Angelegenheiten im Vorhinein zu regeln.
- Zum anderen geht es darum, „auch geistlich einen Abschied nehmen“. Das bedeutet, die zwischenmenschlichen Dinge zu bereinigen, die man noch bereinigen kann, „das ist: man vergebe freundlich, rein um Gottes Willen allen Menschen, die uns beleidigt haben. Umgekehrt begehre man Vergebung rein um Gottes Willen von allen Menschen, die wir ohne Zweifel beleidigt haben [...], damit die Seele nicht mit irgend einem Streit auf Erden behaftet bleibe.“ (StA 1,232,10-16). Auch dieser zweite Aspekt ist psychologisch und seelsorglich gut nachvollziehbar und bleibt aktuell: Das bewusste Abschiednehmen kann für alle Beteiligten hilfreich sein, so schwer es in der konkreten Situation auch sein mag.

Aber Luther weiß sehr wohl, dass ein Mensch, der in der Gewissheit des Glaubens stirbt, darum nicht einfach ohne Angst stirbt. Um mit der Angst angesichts des Todes umgehen zu lernen, sucht Luther einen Vergleich und findet ihn im Bild der Geburt: „Es geht hier zu, gleich wie ein Kind aus der kleinen Wohnung im Leib seiner Mutter mit Gefahr und Ängsten geboren wird unter diesen weiten Himmel und auf diese weite Erde, das ist: auf diese Welt. So geht der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben. Und obwohl der Himmel und die Welt, in der wir jetzt leben, [als] groß

---

<sup>1</sup> Quelle: Martin Luther. Studienausgabe, hg. v. Hans-Ulrich Delius [StA], Bd. 1, Berlin [Ost],  
<sup>3</sup>1987 [=1979], (230) 232-243 = WA 2 (680) 685-697. Die Zitate wurden sprachlich modernisiert.

und weit angesehen wird, so ist doch alles gegenüber dem zukünftigen Himmel viel enger und kleiner, so wie der Mutterleib gegenüber diesem Himmel ist. [...] Also: im Sterben muss man sich auch auf die Angst gefasst machen und wissen, dass danach ein großer Raum und Freude sein wird.“ (StA 1,232,20-34) Enge und Angst – am Ende des Lebens wie am Anfang: Die beiden Wörter gehören auch sprachlich zusammen.

Was mich an dem von Luther verwendeten Vergleich vom Tod als Geburt überzeugt, ist der Perspektivwechsel, den er beabsichtigt: Der Focus richtet sich auf das Kommende, auf das, was sich *nach* der Erfahrung von Enge und Angst ereignet. Luther schreibt: „Also musst du dich um den Tod Christi allein kümmern, so wirst du das Leben finden. Aber wo du den Tod anderswo ansiehst, so tötet er dich mit großer Unruhe und Pein.“ (StA 1,235, 236,8-10) Es geht um Grundfragen des Glaubens, um die alles tragende Gewissheit: Was erwarte und erhoffe ich angesichts des Todes? Kann ich die Hoffnung des christlichen Glaubens für mich gelten lassen, dass der Tod nicht das letzte Wort über uns behält, sondern dass ich jenseits des Todes in Gott geborgen bin?

Niemand wird bestreiten wollen, dass der Tod Beziehungen abbricht. Er beendet die Beziehungen, in die hinein unser Leben verwoben war. Solch einen Abbruch erleben wir als zutiefst schmerzhaft. Die Hoffnung des Glaubens richtet sich darauf, dass der Tod, so stark er auch ist, zumindest *eine* Beziehung nicht berührt und beeinträchtigt – nämlich die liebende Zuwendung Gottes zu uns. Luther beschreibt das folgendermaßen: „Es soll kein Christenmensch an seinem Ende zweifeln, dass er [...] alleine in seinem Sterben ist, sondern gewiss sein, dass [...] viele Augen auf ihn sehen. Zum ersten [die Augen] Gottes selber und Christi [...]. Danach die lieben Engel, die Heiligen und alle Christen.“ (StA 1,241,32-36) In der Perspektive des christlichen Glaubens stirbt niemand je allein oder gar einsam! Die ganze unsichtbare himmlische Gemeinde ist versammelt, wo ein Christ sich anschickt, in sie einzutreten.

In der Beziehungslosigkeit, die der Tod in dieser Welt hinterlässt, bleibt die Zuwendung Gottes zu uns bestehen. Darauf soll sich nach Luther die Hoffnung der Christen im Leben und im Sterben richten. *Ars vivendi* und *ars moriendi*, Lebenskunst und Sterbekunst bestehen letztlich in nichts anderem als darin: zu *glauben*. Das Gebet um den Glauben vermag das Leben zu tragen und am Ende des Lebens den entscheidenden Trost zu schenken. Noch einmal in der Sprache Luthers: „Es soll aber niemand sich vermessen, solche Dinge aus seinen [eigenen] Kräften heraus zu tun. Sondern man soll Gott demütig bitten, dass er solchen Glauben [...] in uns erschafft und erhält.“ (StA 1,242,27-29).

Ich gestehe gern: Der „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ ist eine meiner Lieblingsschriften aus Luthers Feder und auch nach fast fünfhundert Jahren immer noch der Lektüre wert. Denn hier kommt zusammen, was für mich evangelischen Glauben kennzeichnet: eine große Realitätsnähe im Blick auf die Einstellung zum Tod und ein mindestens ebenso großes, wenn nicht größeres Gottvertrauen.

### III.

Was bedeutet das alles für die Fragen, mit denen sich dieses Fachforum beschäftigt? Wer sich – sei es beruflich oder ehrenamtlich – mit dem Sterben und dem Tod anderer Menschen konfrontiert sieht, wer sich in der Begleitung Sterbender engagiert, der muss sich auf eine sehr persönliche und unvertretbare Weise den Fragen nach der Bedeutung des Todes und einer Hoffnung angesichts des Todes aussetzen und sich mit ihnen auseinandersetzen. Das ist nicht immer einfach, denn wir neigen dazu, den Tod aus dem Leben zu verdrängen.

Ich halte dieses Sich-Stellen für einen notwendigen Prozess in der eigenen Persönlichkeitsentwicklung, denn ich bin überzeugt, dass die Antworten, die wir – und sei es nur ansatzweise – geben, unsere Lebenseinstellung und damit auch unseren Umgang mit anderen Menschen prägen.

Nicht ohne Grund wird in der aktuellen Zeitmanagementliteratur die Frage nach der Endlichkeit des eigenen Lebens thematisiert. Unabhängig davon, ob einen die jeweiligen Rezepte der Ratgeber überzeugen oder nicht: Wer die Perspektive der Begrenztheit seines Lebens ernst nimmt, für den wird das auch Konsequenzen für die Gestaltung des alltäglichen Lebens haben. Denn wir leben nicht ewig in dieser Welt.

Wir sprechen über die Kultur des Lebens und des Sterbens im Kontext der Palliativversorgung. Darum ist mir noch ein weiterer Aspekt wichtig: Wenn ich dafür eintrete, sich sowohl professionell als auch persönlich „mitten im Leben“ mit der Frage nach dem Sterben und dem Tod auseinanderzusetzen, so heißt das jedoch nicht, dass wir uns permanent damit befassen und auseinandersetzen sollen. Das kann uns die Freude am Leben nehmen und im schlimmsten Fall depressiv machen. Die Auseinandersetzung ist deshalb unerlässlich, weil sie uns in der Führung unseres alltäglichen Lebens entlasten kann: Wer sich von Zeit zu Zeit gründlich mit Leben und Tod befasst, wer sich Rechenschaft über die eigenen Erwartungen und Hoffnungen angesichts des Todes gibt, der braucht sich nicht Tag für Tag damit herumplagen. Die Sterbekunst steht

also zu allererst im Dienst der Lebenskunst. Sie dient dem Leben – und hilft, wenn es so weit ist, zum Sterben.

#### IV.

Zum Schluss sei mir noch eine Bemerkung zu unserem Umgang mit Todkranken und Sterbenden gestattet. In der Diskussion um Sterbebegleitung ist unbestritten, dass die Werte und Einstellungen sowie die Bedürfnisse eines Menschen am Lebensende eine sehr hohe Priorität haben und bei allen ärztlichen und pflegerischen Maßnahmen zu berücksichtigen sind. Ebenso wie die physischen und psychischen Bedürfnisse eines Menschen sind daher auch seine spirituellen Bedürfnisse ernst zu nehmen. Seelsorgliche Angebote dürfen nicht vorenthalten werden, sollten jedoch behutsam und mit hoher Sensibilität für die Situation des Sterbenden eingebracht werden.

Seelsorge ist eine zentrale Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern, aber auch eine Gabe, die allen Christen zugetraut ist. Hören auf das, was einen Menschen in seiner letzten Lebensphase bewegt, das Gehörte – sofern das gewünscht ist – im Gebet vor Gott bringen, ein Bibelwort als Trost zusprechen, einen Menschen im Namen des dreieinigen Gottes segnen – dazu sind alle Christenmenschen befähigt. In gleicher Weise, wie Sie als Hauptberufliche und Ehrenamtliche ärztlich, pflegerisch und begleitend einzuschätzen wissen, was dieser Mensch als ein unverwechselbares und unaustauschbares Individuum in seiner letzten Lebensphase braucht, so können Sie das auch in geistlichen Dingen! Das gehört zu einer umfassenden Kompetenz hinzu!

Noch einmal: Es beginnt bei uns selbst, bei der Klärung unseres Verhältnisses zum Leben und zum Sterben. Und diese Klärung kann nicht früh genug beginnen. Sie wird vielleicht nie endgültig abgeschlossen sein. Aber sie vermag uns dann zu tragen, wenn es „drauf ankommt“.

Manchmal erleben wir es dann tatsächlich: „Wenn das Leid, das wir tragen, den Weg uns weist / und der Tod, den wir sterben, vom Leben singt, / dann hat Gott unter uns schon sein Haus gebaut, / dann wohnt er schon in unserer Welt. / Ja, dann schauen wir heut schon sein Angesicht / in der Liebe, die alles umfängt“ (EG 632,5).

